

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 4
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
28. Januar
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Nicht die Dinge, die wir sehen . . .

Von Anna Stauffacher.

Nicht die Dinge, die wir sehen,
Sind es, die das Sein bestimmen.
Aber hinter ihnen flehen
Unsrer Zukunft schwere Stimmen,
Und sie künden von der Wertung
Unsres Lebens ein'ger Klarheit:
Nur durch dieses Lebens Härtung
Wird die Seele reif zur Wahrheit.

Denn dein Leib wird von dir fallen
Wie das müde Laub vom Baume:
Gliedlos, leiblos wirst du werden
Nach dem schweren Lebenstraume.
Doch die Seele nimmt dein Sehnen
Mit in jene andern Welten,
Da des Lebens kleine Dinge
Nicht mehr gelten

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

Rahel fiel es gar nicht ein, die Mutter um irgend eine Erlaubnis zu fragen. Sie wandte sich in allen Dingen an Tante Adeline. Die wußte alles, die befahl und verbot, erlaubte, was ihr passend schien, und sorgte nicht mit Geschenken, sei es an Geburtstagen, sei es an Weihnachten, und wenn der kleinen Rahel ein Wunsch erfüllt wurde, wurde er auch so erfüllt, daß nichts daran auszusetzen war.

An dem Morgen also, an dem Ottilie ihren Posten als Haushälterin so tadellos ausfüllte, trottete ihr Töchterchen die Landstraße entlang, bog dann in die Pappelallee und verlor sich zuletzt im Wald, der dicht am See begann und mit ausgebreiteten Tannennästen dastand, wie eine Mutter, die darauf wartet, ihr Kind, wenn es dem Bad entstieg, in weiche, warme Mäntel zu hüllen. In diesen weichen Mäntel, in dies dunkle, stille Grün tauchte Rahel, und wandelte auf ihren kleinen Füßen sorglos über die dichtesten Wurzeln durch die struppigsten Farrenkräuter, und über den knorrigsten Efeu, der über den Erdboden kroch und an den hohen Tannen hinaufstrebte. Rahel zertrte eine dieser langen Ranken von der Erde los, und steckte sie sich in den Gürtel, daß sie über das rote Kleidchen herabhing und raschelnd hinter ihr her schleifte. Das gefiel ihr über die Mähen. Eine zweite und dritte Ranke umspann sie bald, einen Kranz setzte sie sich auf die dunkeln Haare, und sah in ihrem Schmuck so seltsam aus, daß sie wohl für ein geheimnisvolles Waldgeschöpflein hätte gelten können, das von irgendeinem Baum herabgefallen, aus irgendeinem Busch gekrochen oder der Quelle entsprungen sein mochte, die aus einem niedrig ge-

bauten Felsen durch das Moos siderte. Sie lief den wenigen Schmetterlingen nach, die im Walde ihre Heimat haben, sah erstaunt grüne Eidechsen über sonnige Steine schlüpfen, betrachtete Käferlein und Schnecken, und stand dann plötzlich still.

Sie hörte Musik. Aufmerksam nach allen Seiten lauschte sie, bis sie merkte, daß die tausend Stimmen des Waldes sich zu einer einzigen vereinten, und so harmonisch sich verbunden hatten, daß es dem Kind vorkam, es gehe in einer unbekanntem Welt, und der Wald rede zu ihm. Sie sah hinauf in die grünen, sonnendurchschienenen Kronen der Laubbäume, in der helle, smaragdgrüne Lichter funkelten, und sah dort Vögel hin und her fliegen, zwitschern, jubilieren. Da glaubte Rahel, sie seien es, die so hundertfältig rauschend zu ihr sprachen. Lange stand sie unbeweglich und schaute hinauf. Dann wurde sie müde, setzte sich unter einen Baum, ließ die Händchen zu beiden Seiten des roten Röckleins in das Moos fallen und schief ein. Träumend lachte sie.

Daheim vermählte man sie endlich. Karolina, Belusa und das Schulmädchen, das in allen freien Stunden im Garten half, wurden ausgesandt, um das Kind zu suchen. Als man es endlich fand und heimzerrte, war es noch befangen von dem, was es erlebt und in seine kleine, offene Seele aufgenommen hatte. Es begriff endlich, daß es nicht hätte von Hause fortlaufen sollen, und weinte sich in der Apfelmutter, wohin es zur Strafe eingesperrt wurde, noch einmal in Schlaf. Aber diesmal wurde es nicht von den märchenhaften, den leise tönenden Harmonien des Wal-

des umspinnen. Hart und zuckend spielte eine Nähmaschine in seinen Traum, und ließ es glauben, es fallen Steine vom Himmel auf seine Hand, so daß es schmerzlich die feine Stirne runzelte, und sich zu fürchten anfang.

Nach dem Wald und seinem Rauschen behielt das Kind lange eine wehe Sehnsucht. — — —

Im Dorf, wenige Schritte vom weißen Haus entfernt, hing an einem eingezwängten Haus eine Tafel heraus, die in goldenen, schwarz umrankten Buchstaben ein Wort trug, das der Phantasie des Lesers Tür und Tor öffnete und ihr so viel Spielraum ließ, daß sie sich vom einfachen Besen und Marktkorb bis zu den Schätzen Arabiens, den blumenbunten Teppichen der Türkei und den in Diamanten gefaßten Kleinodien Persiens ergehen konnte, sich mit den zartesten Schleiern zu schmücken in Versuchung geriet, aber auch in den engsten Schranken, zum Beispiel denen eines Schulfingens, nicht zu kurz zu kommen brauchte, denn in diesem Falle begnügte sie sich mit Schiefertafeln, Marmeln, und wenn's hoch kam, mit roten, blauen und grünen Luftballons, die von Zeit zu Zeit vor der Türe schwankten. „Basar“ hieß das Zauberwort, das eben dieser Phantasie den Berg Sesam öffnete, damit sie zu aller der Herrlichkeit eingehen konnte.

Sinter dem Ladentisch waltete eine Frau mit warmen, lieben Händen, aus deren gütigen Augen die Mütterlichkeit strahlte, die einem jeden in warmen Wellen entgegen schlug. Daß, wenn sie schwieg, ein Zug des Schmerzes ihren Mund umspielte, war wohl eher ein Beweis dafür als dagegen, denn wo wäre Mütterlichkeit nicht mit Schmerzen erkauft worden? Diese Mutter hatte mit großem Leid ihre Liebe bezahlen müssen und bezahlte sie noch alle Tage, denn ihr Sohn, ihr einziges Kind, war blind. Tausend Hände hatte sie sich gewünscht, um sie mildernd ihm unter die Füße zu breiten, tausend Augen hätte sie ihm leihen mögen, da die seinen versagten, und die Kraft eines Riesen erbat sie sich von Gott, um ihren Sohn ihr Leben lang schützen zu können, da er sich selbst nicht zu schützen vermochte. Sie rang mit Gott, als das Unglück geschehen, um Ergebung in seinen Willen und um Stille. Es wurde aus dem schwachen Knaben der Stab, auf den die Mutter sich stützte, wenn sie müde von ihrer Arbeit und erschöpft von dem Kampfe gegen die Bitterkeit, die sich in ihrem Herzen ansammeln wollte, sich zu dem Blinden setzte, und er ihre Hand in der seinen hielt. Er tröstete sie, bis es nicht mehr nötig war, sie zu trösten.

Nun vermochte sie es, zu lächeln, wenn man sie, oder den jungen Mann bedauern wollte, der in einer kleinen Stube neben dem Basar am Fenster saß und zu dem die Vanillen und Nelken herauf dufteten. Die Mutter wußte, daß er nicht nur Ergebung und Ruhe gefunden hatte, sondern Lebensfreude. Eine Freude, die nicht im roten Gewande einherging, aber in weißem, und die nicht mit Kirchenglocken läutete, sondern nur mit zarten Silberglocklein, doch mit so hellem Ton, mit so reinem Klang, daß jeder, der die Glöcklein läuten hörte, innerlich mitsang. Hatten sie doch die Tränen der Mutter zu trocknen verstanden, und endlich, endlich, den Glauben, daß alles, was geschah, zum besten geschah, zu weiden und zu stärken vermocht. Darauf war im Herzen der Mutter Sonntagstillle eingekehrt, deren

sie sich mitten im Getümmel eines Marktdienstags bewußt blieb.

Lange hatte die Mutter bei ihrem Sohne in die Lehre gehen müssen, lange der Sohn bei seinem Gott. Und die Lehre war hart gewesen. Jahre waren darüber hingegangen, bis des Blinden erleuchtetes Gesicht den vielen strahlte, die seiner bedurften. Wie eine kostbare und herrliche Blume in einem weiten Garten die Bienen und Schmetterlinge anlockt, um Freude oder Honig zu schenken, so kamen von weit her die Kinder und die, die gerne noch Kinder geliebt wären, um sich Trost, Freude und Ruhe zu holen.

Rahel hatte schon oft ihren Weg in den Basar gefunden, angelockt durch die zaubervollen Luftballons, die sie von Zeit zu Zeit sich holen durfte. Und schenkte dabei durch das große Glasfenster hinüber zu dem Blinden, dessen Gebrechen ihr Furcht einflößte. Sie begehrte nie, hinüber zu ihm zu gehen, obgleich sie von den Dorfkindern manches von ihm gehört hatte, und wurde weder von der Mutter noch von Frau Pettipierre aufgefordert, es zu tun. Adeline fürchtete für das Kind, daß dessen ästhetisches Gefühl und seine stark arbeitende Phantasie durch den Anblick der leblosen Augen des Blinden verlezt werden könnte. Von dem Licht, das von ihm ausging, wußte sie nichts.

Eines Tages aber saß Rahel auf dem Streifen Gras und Sand, der den Garten des weißen Hauses vom See trennte, und das sie als „ihren“ Sand betrachtete, als der Blinde, geführt von einem achtjährigen Jungen, sich neben ihr niederließ. Die Augen waren durch eine dunkle Brille geschützt. Das Gesicht des ungefähr achtzehnjährigen jungen Mannes mußte dennoch für Rahel anziehend gewirkt haben, denn nach dem ersten, scheuen Blick sagte sie zu ihm: „Kannst du meine Schifflein nicht sehen? Da schwimmen sie.“ Der Blinde lächelte. „Nein, ich sehe sie nicht. Aber erzähle mir doch von ihnen; willst du?“ Das tat Rahel sogleich mit Eifer.

„Sie sehen aus wie Erbsenschoten. Nicht grün, weißt du, aber weiß. Und es steht ein Zinnsoldat drin. Der will alle Fische im See schießen, denn er hat hundert Kinder, und die wollen die Fische essen.“

„Oh“, sagte der Blinde, „der hat es gut, daß er hundert Kinder hat.“

„Nein“, sagte Rahel. „Tante Adeline sagt, drei Kinder seien genug, und Karoline sagt, eines sei schon unnötig. Sie sei froh, daß sie keine habe, es sei an mir schon zuviel.“

„Sie scherzen“, sagte ernst der Blinde. „Und du, möchtest du einen Bruder haben oder eine Schwester?“

„O ja“, sagte Rahel. „Aber ich habe den Sidnen. Der spielt mit mir.“ Sie erklärte, wer Sidnen sei. „Tante Maries Bub und Monikas Balg“, sagte sie ernsthaft. „Hast du keine Mutter? fragte der Blinde, „und wie heißt du?“ „Rahel Lenz“, sagte das Kind. „Und ich habe eine Mutter, natürlich.“

„Und einen Vater“, fragte der Blinde. „Nein“, sagte Rahel kurz. „Ich habe nie einen gehabt, nicht einmal als ich zur Welt kam.“ Nun wußte Johannes, wer das Kind war, mit dem er sprach, denn Rahels Lebensgeschichte war einem jeden im Dorf bekannt.

„Hast du auch Kinder?“ fragte nun das Kind. — „Nein, aber alle Kinder habe ich lieb. Dich auch.“ — „Das

ist recht“, sagte Rahel. „Nun habe ich zwei.“ — „Wie zwei?“ — „Zwei, die mich liebhaben, nein, drei. Du, der Verluſt und der Sidney.“

Des Blinden feines Gefühl ſagte ihm, daß da etwas nicht in Ordnung ſei, denn wenn ein kleines Kind nicht ſeine Mutter lieber hat als alles in der Welt, ſo iſt dieſe Mutter falſche Wege gegangen.

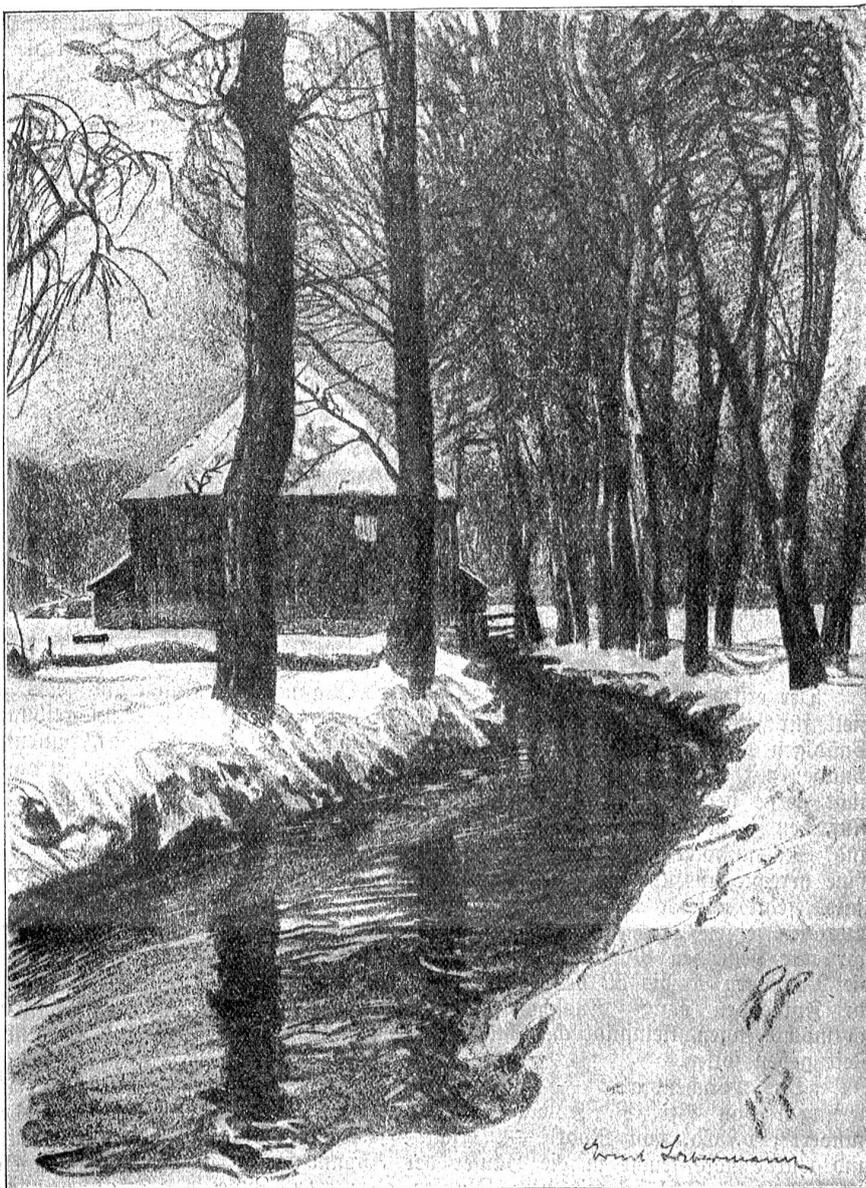
Rahel ſchenkte dem Blinden eine Muſchel. „Sie riecht nach dem Meermann“, ſagte ſie. „Riech einmal.“ Der Blinde verſprach ihr dafür ein Körbchen, ſie müſſe aber zu ihm kommen und es holen, denn er könne ja den Weg zu ihr nicht finden. Der kleine Bursche, der ihn geführt, ſagte nun ſcheu und haltig: „Oh, ich führe dich ſchon“; aber es blieb bei der Abrede. Rahel konnte es kaum erwarten, daheim von ihrem Erlebnis zu erzählen. Sie ſtand raſch auf, wiſchte ſich den Sand von den Kleidern und lief mit einem kurzen Gruß davon. Ihre Schifflin vergaß ſie auf dem Waſſer. Sie legten ſich ſchief auf die glänzende, kaum zwei Finger hohe Fläche, die leiſe atmend die klaren Kieſel bedeckte.

„Und ich ſoll zu ihm kommen, und er gibt mir ein Biſſenkörbchen und erzählt mir eine Geſchichte. Und er kann gar nichts ſehen, die Schifflin auch nicht, und ſeine Mutter iſt die Frau im Bazar, und er heißt Johannes, aber ſeine Mutter ſagt ihm Hannes. Darf ich morgen zu ihm gehen?“ Fragend ſahen Rahels glänzende Augen zu Adeline auf.

Karoline und ſie ſahen einander an. „Ich will ſehen“, ſagte Frau Bettipierre. „Vielleicht geht Karoline mit dir.“ Aber da erloſch Rahels Freude. „Ich will allein gehen“, ſagte ſie heftig. Sie wußte, daß Karoline ſie feſt an der Hand halten würde und mit dem Blinden lauter langweiliges Zeug reden würde und daß ſie das Körbchen nehmen würde und es ihr erſt draußen geben. „Ich will allein gehen“, trotzte ſie, und zugleich traten ihr die Tränen in die Augen.

„Gut. Aber deine Mutter begleitet dich“, ſagte Adeline, und das war der Ton, gegen den Rahel unter keinen Umſtänden anzukämpfen vermochte.

Am nächſten Tage ging Otilie mit der Kleinen zu dem Blinden. Sie begrüßte ihn ſehr huldvoll, nahm mit vielen Worten das Biſſenkörbchen für Rahel in Empfang, gab es ihr freilich mit der Aufforderung, nun auch zu danken — Rahel war mit dieſer Aufforderung ihr Leben lang wahrhaft gemartert worden —, tat noch einige leuſelige Fragen, ob der Blinde ſich nicht ſehr langweile und ob er ſich ſehr ſchwer in ſein trauriges Schickſal gefunden,



E. Liebermann: Bach im Winter.

Winterbild.

Damm und Graben überſchneit,
Blatt der Strom gefroren,
Seine Ufer ziehen weit
In den Duft verloren.

Wieſe und den Murrenbach
Such ich heut vergeblich,
Statt der Farben mannigfach
Alles weiß und neblig.

Gleich als käm ich auf Beſuch
Einem Freunde wieder,
Doch es deckt ein Leichentuch
Seine ſtarren Glieder.

Martin Greif.

überreichte ihm ein Körbchen mit friſch gepflückten Birnen, empfahl Rahel, nun Lebewohl zu ſagen und ging. Das Kind trottete hinter der Mutter her, mit der Gewißheit, daß ihm Unrecht geſchehen. Doch fand es die Worte nicht, ſich zu wehren, und fing plötzlich an zu weinen.

„Ich will das Körbchen nicht“, ſchrie ſie, „ich werfe es in den See.“ Und da flog das kleine Gebilde auch ſchon ins Waſſer, blieb aber im leihten Sand liegen.

(Fortſetzung folgt.)

Aphorismus.

Es gehört zu den Schwächen des Menſchen, immer von Wüniſchen umringt zu ſein; und es gehört zu den alltäglichen Täuſchungen, die Stunden der Vergangenheit und Zukunft reizender zu finden als die Gegenwart.

Zichotte.